

it

EVA DEMSKI
VENEDIG
Salon der Welt



»Salon der Welt« – das bezeichnet die Einzigartigkeit dieser Stadt, über die schon alles gesagt und geschrieben scheint. Doch in Eva Demskis Portrait werden selbst Venedig-Kenner noch Neues entdecken. Dieses Buch ist Beschreibung und Liebeserklärung zugleich: In Geschichten, Erinnerungen und Phantasien begegnen wir Venedig-Bewohnern und Besuchern wie Peggy Guggenheim, der Duse, Sara Sullam, Joseph Brodsky, Thomas Mann, dem Kater Barnabé und anderen bekannten wie weniger bekannten »Venezianern«.

»Die leichtfüßige Eleganz des Stils und Eva Demskis oftmals überraschender und ungewöhnlicher Zugang zu einem Ort, gepaart mit Lebensklugheit und Weltoffenheit – das alles macht *Venedig – Salon der Welt* zum spannenden Reisebegleiter und bietet lustvolle Lektüre.«

Die Zeit

Eva Demski, geboren 1944 in Regensburg, lebt in Frankfurt am Main. Ihr literarisches Werk wurde vielfach ausgezeichnet, 2008 erhielt Eva Demski den Preis der Frankfurter Anthologie. Im Insel Taschenbuch liegen u. a. von ihr vor: *Rheingau* (it 4219), *Rund wie die Erde. Kulinarische Geschichten* (it 4163), *Gartengeschichten* (it 4003) und *Katzenbuch* (it 3654).

insel taschenbuch 4243
Eva Demski
Venedig



Eva Demski
Venedig
Salon der Welt

Achtzehn Stücke mit Begleitung
Insel Verlag

Originalausgabe: Schöffling & Co. Verlagsbuchhandlung GmbH,
Frankfurt am Main 1997.
Umschlagfoto: Peter Adams/Corbis

Erste Auflage 2013

insel taschenbuch 4243

© Insel Verlag Berlin 2013

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlaggestaltung: Michael Hagemann

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-35943-2

Inhalt

Mit Eleonora Duse	9
Mit Peggy Guggenheim	14
Mit Barnabé	20
Mit Lord Byron	26
Mit Uli Spiegel	32
Mit Sara Copia Sullam	38
Mit Klaus Lindemann	44
Mit E. T. A. Hoffmann	50
Mit Familie Käsebier	56
Mit Giuseppe Verdi	62
Mit Christoph Derschau	68
Mit Muriel Spark	74
Mit Thomas Mann	80
Mit Annunziata X.	85
Mit Joseph Brodsky	91
Mit einem Maler aus Ferrara	97
Mit Clarence	103
Mit Goethe	109

Mit Eleonora Duse

Visconti hatte es in Szene gesetzt, Canaletto und unsere Nachbarin Marie Schlöffel – sie besaß eine dieser beleuchteten Gondeln – lieferten Bilder, und Jacques Offenbach machte Musik dazu: Ich kannte Venedig schon genau, wie alle Leute. Es ist eine Stadt, in die man nicht fahren sollte, wenn man sie kennenlernen will, das geht von außen viel besser. Als Kind hat mich sehr beeindruckt – und mich noch dringender wünschen lassen, es möge mit dem Erwachsenwerden schneller gehen –, daß man mir immer wieder erzählte, ich selbst würde Venedig nicht mehr sehen können, denn es versänke, da könne man gar nichts machen. Und wenn bei Hochwasser die Donau alle Regensburger Altstadtgassen zu Kanälen gemacht hatte und die Leute mit Ruderbooten zum Brotholen fuhren, hieß es: wie in Venedig. Keiner wäre deshalb auf die Idee gekommen, wir versanken bis zu den Domspitzen.

Wenn du es siehst, sagte mein Vater, als ich ans Versinken schon lang nicht mehr glaubte und mich zu einer Reise für eine Duse-Geschichte auf den Weg machte, wenn du es siehst, wird etwas für immer anders in dir. Ich habe damals gelacht und kam mit Visconti, Canaletto und Offenbach. Marie Schlöffel ließ ich zugunsten von Patricia Highsmith weg.

Es war, glaube ich, Anfang Mai. Wie man sich Venedig nähert, ist eigentlich gleichgültig, aber die Fahrt mit dem Boot vom Flughafen aus hat den Vorteil, daß man viel Zeit hat, aus der Fassung zu geraten. Es sei silbern

und gold, blei-, kupfer- und messingfarben, das Wasser, heißt es, und wenn mit Zinn und Nickel die Metallfarben so gut wie aufgebraucht sind, halten willig die Meerestiere her: schuppen-, austern- und muschelfarben sei es, weiß wie ein Fischbauch, perlmutt- und schnecken-schimmernd.

Ja, so war es, so ist es, das Wasser, auf dem man sich der schönsten Stadt des Erdkreises nähert, von algenüberschleimten Pfahlbündeln begleitet, und christbaumkugelfarben ist es oder taubenflügel-, spinnweben- und maulbeerfarben.

An diesem ersten Tag war die Lagune, glaube ich, hellgrün, die Stadt lag, wie es sein muß, im Dunst und ließ nur allmählich so viel von sich sehen, wie ich aushalten konnte. Ich dachte etwas schuldbewußt an meine Eleonora Duse, auf deren Spuren ich mich zu setzen hatte, ihretwegen war ich schließlich gekommen, und ich merkte gar nicht, daß Visconti und Patricia Highsmith so spurlos aus meinem Kopf verschwunden waren wie Jacques Offenbach, und nur Marie Schöffels beleuchtete Gondel fiel mir noch einmal ein, aber nur, weil sie mit den mächtigen schwarzen Totenschiffen, die da nebeneinanderlagen und nickten, nicht das geringste zu tun hatte. Wie Traumsärge schwankten sie, und ich sah die Schauspielerin vor mir, wie sie vor fast hundert Jahren über den Platz schritt, quer durch das große rechteckige Wohnzimmer der Welt mit seiner Salonmusik und seiner schwätzenden Besucherschar, und in so ein schwarzes, nachtschwarzes Boot einstieg, weil sie ihre große Liebe kennengelernt hatte und darüber nachdenken wollte.

Jetzt stehe ich hier, dachte ich, zum ersten Mal auf

dem San Marco, da sind die Löwen, da der Campanile, der Dogenpalast, die Basilika, die Tauben, die Steine. Alles ist da. Das Verrückte war, daß mir diese zu Tode zitierte und von Blicken jahrhundertlang abgeschabte Schönheit fast sofort als Normalität erschien, als das eigentlich geplante Bild der Welt. Alles andere war gegen sie grob und ausgedacht. In der Menschenmenge bewegten sich mit lässiger Anmut Betrüger und Wohltäter, Dumme und Gescheite, furchtbar schöne und furchtbar häßliche Menschen. Stars und Armselige. Beleuchtete und nahezu Unsichtbare. Lebende und Tote. Hier begannen alle, einander zu gleichen.

Eleonora Duse, die gefeierte Schauspielerin mit dem ungeschminkten Gesicht und den Todesaugen, die Duse, von der ich kein einziges Photo gefunden habe, auf dem sie lacht, mußte sich natürlich in diesen Chefpathetiker d'Annunzio verlieben, und natürlich ist sie auf ihren nächtlichen Gondelfahrten durch die Kanäle und unter den Brückenbuckeln hindurch überhaupt nicht zur Vernunft gekommen, ganz im Gegenteil. Vom Wasser in der Schwebelage gehalten und von den Gondolieri – oder hatte sie immer denselben? Oh Gipfel, unausdenkbarer Gipfel der Berühmtheit! –, schweigend und ohne die alten Mauern zu berühren um die engen Ecken gestakt, hat sie wahrscheinlich den Entschluß gefaßt, ihre ganze tragische Größe und ihren Erfolg samt ausgestreuten Rosenblättern und vor die Kutsche gespannten Studenten zur höheren Ehre der poetischen Hervorbringungen des Herrn d'Annunzio in die Waagschale zu werfen.

Natürlich kann man in Venedig glücklich sein, das geht sogar sehr gut, gewiß: Aber fürs Glück ist das Büh-

nenbild nur am Rande wichtig, und seine Süße läßt sich in Turin oder Taormina samt deren Vororten genauso schmecken. In Venedig dagegen kann man wundervoll unglücklich sein, luxuriöser und kultivierter als irgendwo auf der Welt. Es kostet natürlich ein bißchen Geld, aber eine nächtliche Gondelfahrt allein – denn der Gondoliere wird nicht singen, sondern seine Rolle als Geist perfekt spielen – ist kaum zu übertreffen.

Ich denke, wenn der *Coup de foudre* damals bei ihr in Rom oder in Verona – beileibe keine schlechten Orte für dergleichen – stattgefunden hätte, wäre die Sache nicht so katastrophal abgelaufen. Eleonora hätte – sie war ja eine ganz handfeste Frau mit einer langen Erfahrung, schon als Vierjährige mußte sie auf der Bühne stehen – gespürt, daß der kleine angeberische Glatzkopf sie wie eine Honoratiorenwitwe ausnahm und sie mit mittelmäßigen Schauspielerinnen betrog. Sie wäre nicht blindlings mit ihrer wunderbaren Stimme in seine geschwätzigsten Satzdraperien geraten, sie, die doch Shakespeare, Dumas und Ibsen spielte. Aber Venedig: Die Miasmen der Leidenschaft und der Lust auf märchenhaftes Unglück, die aus den Kanälen steigen, haben viele hundert Jahre lang die Vernunft von dieser Stadt ferngehalten. Noch heute fällt sie manch einem, der das gar nicht für möglich gehalten hätte, ins Wasser, und das ist vielleicht das allerschönste an dieser merkwürdigen, ungesunden Stelzenstadt.

Eleonora Duse war eine Unbehauste, ihre Familie, fahrendes Volk, stammte von der Insel Chioggia, die am weitesten von der Serenissima entfernt in der Lagune liegt. Fast zwei Stunden dauert die Fahrt dorthin, und es heißt,

daß die Leute von Chioggia immer schon Unruhige gewesen seien, Streithanseln, Schauspieler oder Seefahrer – man hat da früher nicht so große Unterschiede gemacht, subventioniert war damals keiner dieser Berufe.

Chioggia ist ein Partikelchen, ein weggesprengtes, proletarisch-ungestümes Stückchen Venedig, das man in der Weite der Lagune nur ahnen kann. Ein nach Katzenpisse und faulen Muscheln stinkendes Gäßchen heißt Calle Duse, genannt angeblich nach ihrem Großvater, wer immer der war. Die große Tochter, eine Reisende wie ihre Landsleute, hatte aber doch eine Wohnung, im Palazzo Wolkow in Venedig. Wie alle Palazzi sieht man auch ihn als Teil einer Inszenierung, Schicht um Schicht tapeziert mit Erinnerungen und mit Ereignissen, an die sich keiner mehr erinnert.

1887 gibt die Duse ihre venezianische Wohnung auf. Drei Jahre später erscheint d'Annunzios Roman *Fuoco* (*Feuer*), eine überhitzte und indiskrete Schlüsselgeschichte über ihre fatale Leidenschaft. Die Duse leidet, aber sie adelt das Machwerk, denn sie hält es für große Kunst. »Ist nicht die eigentliche Stärke eines Gefühls, sogar die einzige Stärke vielleicht die, weder Maß noch Grenze zu kennen?« schreibt sie. Das kommt davon, wenn man allein vor Sonnenaufgang in einer schwarzen Gondel in Venedig unterwegs ist.

Mit Peggy Guggenheim

Immer wieder sind berühmte und unberühmte Menschen in Venedig hängengeblieben und haben versucht, einheimisch zu werden, was natürlich nicht geht. Statt dessen macht die Stadt sie listig zu Sehenswürdigkeiten, Circuspferde werden sie, Feuerschlucker und Kontorsionistinnen, und das alles, ohne es zu merken.

Am Canal Grande ist etwas wie die Scheibe eines Palazzos zu bewundern. Jeder Kunstfreund kennt das seltsam unfertige Gebäude, flach und ungewohnt anzusehen liegt es da wie ein kleiner Witz in der grandiosen Fassadenkette des Kanals. Eine berühmte Wahlvenezianerin hat hier gewohnt, die Amerikanerin Peggy Guggenheim. Natürlich wußte sie, daß sie der Stadt etwas schuldig war, und es ist ihr mit dem Museum, das sie ihrer großen Stadtliebe eingerichtet hat, ein wirklich passendes Geschenk gelungen.

Als sie 1949 das Palazzofragment kaufte, war Europa kriegsarm und grau, aber Venedigs Schönheit konnte das nichts anhaben. Der *Palazzo non compiuto*, der unvollendete Palast, gefiel ihr, weil sie in ihm ihre Spuren hinterlassen durfte, ohne daß die Denkmalsbehörde ihr dazwischenfuhrwerkte. Die europäische Armut machte der mit mehreren goldenen Löffeln im Mund geborenen Kunstversessenen überhaupt nichts aus. In ihren besten Zeiten hatte sie pro Tag mindestens ein Bild gekauft, und sie besaß einen scharfen, von modischem Schnickschnack ungetrübten Kunstverstand. Außerdem sorgte sie dafür, daß zeitweilige Liebhaber wie Max Ernst oder

Alexander Calder handfeste Zeugnisse ihres Genies hinterließen.

Venedig und die moderne Kunst, das ist eine andauernde Spannung, und jeder, der die Biennale in den *Giardini* ansieht, kennt den merkwürdigen Effekt, daß vorher hochgelobte Exponate von lautstark gepriesenen In-Künstlern in der venezianischen Luft und im Licht der Lagune ganz einfach unsichtbar werden, paff, weg sind sie. Und haben doch soviel Geld und Aufregung gekostet. In Peggy Guggenheims Fragmentpalazzo geschieht das Gegenteil: Ganz schlichte Dinge, blaue Glasobjekte etwa, kleine Mobiles und Gouachen, gewinnen im Löwenpalast der Familie Venier plötzlich einen ungeahnten Glanz.

Diese Familie hatte Mitte des achtzehnten Jahrhunderts mit dem Palast begonnen, dessen Wasserfrontseite achtzehn Löwen schmückten, und es heißt, sie hätten ausgewachsene Löwen im Garten gehalten. Die Geschichten über ihr Haus haben Peggy Guggenheim gefallen, sie aber nicht eingeschüchtert, denn es findet sich nicht leicht jemand, der so offen eingestandenem Spaß am Reichtum und an all den schönen Sachen hatte, die man mit Geld anstellen kann.

Von der Wasserseite aus begrüßt den verblüfften Gast ein Reiter von Marino Marini, er breitet enthusiastisch die Arme aus, und damit nicht der geringste Zweifel an seiner Freude und seinem Wohlbefinden entsteht, reckt er Besucherinnen, Besuchern und all den Tausenden zufällig vorbeifahrenden Menschen sein bestes Teil hübsch aufgerichtet entgegen. Der Präfekt von Venetien, der am Canale gegenüber residierte, hat sich provoziert gefühlt.

Peggy, die nicht nur am Geld eine ganz unverstellte Freude hatte, fand ihren *Engel der Zitadelle*, wie Marini sein Werk genannt hatte, im Profil am schönsten und linste nachmittagelang aus ihren Salonfenstern, um den Leuten beim Sich-Aufregen zuzuschauen.

Das Guggenheim mit seinen schönen Räumen und seinem leisen Duft von Melancholie, jenem Duft längst vergangener Lieben, ist ein Glücksfall, ein Ort, an dem das Museale niemals die Oberhand über das Private, die Spleens, die Flirts, die Abschiede, gewinnen wird. Der Palast atmet, und er beherbergt schließlich nicht nur Peggys Spirit, sondern auch die Geister der Veniers mit ihren Löwen und den der Marquesa Casati, die um das Jahr 1910 statt dessen Leoparden gehalten und sogenannte Diaghilev-Parties veranstaltet haben soll, was immer damit gemeint ist. Man darf der Phantasie sehr freien Lauf lassen. Ihr wiederum folgte die Viscountess Castlerosse, von der keinerlei Raubtierhaltung bekannt ist, die aber sechs Badezimmer und einen prachtvollen Marmorfußboden hinterließ. Sie muß auch in Stuck und Dekoration üppig investiert haben, was Peggy aber alles wieder rausreißen ließ. Von speziellen Parties der Viscountess ist nichts bekannt, da mögen aber die nachfolgenden Bewohner, erst Douglas Fairbanks jr., der Filmogul, und dann nacheinander die deutsche, englische und amerikanische Besatzungsarmee das Ihre getan haben.

Mit überseeischer Unbekümmertheit hat sich der Palazzo also schon vor Peggys Machtübernahme anfreunden können. Der Garten, nun schon seit langem ohne exotische Tiere, gehört zu den größten und schönsten

Gärten Venedigs. Man kann ihm das, wie ihnen allen, von außen nicht ansehen. Es stehen uralte Bäume drin, und sie warfen ihren Schatten über die Werke Giacomettis und Jean Arps, Brancusis, Calders und Lipchitz'. Auch im Haus selber breiteten sich ihre Sammlungen aus, aus Waschküchen und Dienstbotenzimmern, Abstellkammern und Gästezimmern machte sie Galerieräume, die nie den Charakter des Privaten verloren.

Tancredi, den sie entdeckt hatte, lebte und arbeitete lang bei ihr, und das Haus war durchtost von Krächen und Szenen. Als er schließlich auszog, war sie nicht unglücklich, weil der Künstler die Neigung hatte, barfuß in Farbe zu tapen und so im ganzen Palast herumzuwandern.

Peggy Guggenheim schuf allmählich eine ganz besondere Mischung aus Salon und Galerie, Museum und Künstlertreffpunkt. Mit gelegentlichen Mißhelligkeiten ging sie sehr souverän um: »Wenn die Nonnen kamen, um sich vom Patriarchen, der an bestimmten Feiertagen in einem Motorboot an meinem Haus vorbeifuhr, segnen zu lassen, so nahm ich dem Reiter den Phallus ab und verbarg ihn in einer Lade. (Anm.: Marini hatte ihn in weiser Voraussicht zum Abschrauben herstellen lassen!) Das tat ich auch an manchen Tagen, wenn ich prude Besucher zu empfangen hatte, aber gelegentlich vergaß ich es und geriet angesichts des Phallus in arge Verlegenheit. In solchen Fällen blieb nichts anderes übrig, als ihn zu ignorieren. Eine Legende begann in Venedig zu kursieren, daß ich mehrere Phallen von verschiedener Größe – sozusagen Ersatzteile – hätte, von denen ich zu verschiedenen Gelegenheiten Gebrauch machte.«

Sachte wurde sie älter, die große Liebende und unerbittliche Kunstfreundin. Tierlos hatte der große Garten nicht bleiben müssen, und unter einem Schild »My beloved babies« reihen sich an der Mauer die Gräblein ihrer kleinen Hunde aneinander. Die dort verzeichnete Lebensdauer der Hündchen läßt den Schluß zu, daß sie ziemlich lang gebraucht hat, bis sie die richtige Behandlung der Babies wußte. Erst in den letzten Jahren waren den Lieblingen angemessene Hundelebenszeiten vergönnt.

Ich habe Peggy Guggenheim noch auf ihrem Stühlchen im Garten sitzen sehen, im schrägen Licht, das durch die Bäume fiel, mit gemütlichen Puschen an den Füßen und weit, weit entfernt von den Tagen der Rosen. Über die Kunst in Venedig hatte sie sich immer despektierlicher geäußert, und die Biennale fand sie von Mal zu Mal erbärmlicher, nichts als nachgemachte Trends von vor zwanzig Jahren, pressemäßig aufgeplustert. Man hat ihr die Knurrigkeit ziemlich verübelt, denn nun, da sie der Stadt gehörte, da Venedig gnädig geruht hatte, ihr Geschenk und sie selbst anzunehmen, wollte man sie auch als Hymnensängerin haben. Da machte sie nicht mit. Sie hielt bescheiden und ein bißchen muffig hof, und ihr größtes Glück war, hinüber zum San Marco zu schauen und zu wissen, daß hinter ihr ihre wundervollen Pollocks hingen – endlich in der einzig richtigen Umgebung. Mit dem hatte sie es sich nicht leicht gemacht, er war eine zögernd begonnene und um so haltbarere Liebe.

Manchmal, wenn man in der Dämmerung zum *Palazzo Guggenheim* kommt und das rote Licht auf den fro-

hen Reiter fällt, kann man durch die kleine Tür an der Schmalseite jemanden auf einem Gartenstuhl sitzen sehen, vorgeneigt und einen kleinen weißen Hund zu Füßen.

Mit Barnabé

Etwas ist geschehen, etwas Böses, aber niemand will es zugeben. Es gibt kaum mehr Katzen in Venedig. Eine Freundin, der trübseligen Aufgabe des Tierschutzes in Italien verschrieben, hatte es mir schon vor Monaten erzählt, aber ich glaubte ihr nicht. Ansichtskarten und Photobände sprachen dagegen: Katzen einzeln, Katzen in Gruppe, Katzen alt, Katzen niedlich. Und natürlich ganz und gar venezianisch, unbedroht, mit dem schlenkernden Gang derjenigen, die keine Autos zu kennen brauchen.

An der Accademiabrücke hatten sie ein Hauptquartier, eigentlich darunter, in dieser Welt aus Bohlen und Stangen, die nur ihnen gehörte und in die man Opfergaben schob, denen sie sich eilig und gnädig näherten, Fisch und Bratenreste in Plastikschälchen, Pasta und gelegentlich auch Trockenfutter. Natürlich hat es Schreier, einheimische und fremde, gegeben, die Ratten fürchteten oder sonstige biblische Plagen, aber ihre Stimmen waren nicht allzu laut, denn Venedig hat ein entspannteres Verhältnis zu Plagen als andere Städte und ist von der Mordlust der Ordnungsliebe eigentlich weit entfernt. Am Tag lagen sie auf der Brücke und den Steinabsätzen, bunt wie das Leben und in jener anregenden Faulheit, die das Wesen der Katzen ist und in diese Stadt so gut paßte.

In der Dämmerung kamen aus den umliegenden Vierteln noch andere dazu, wehrhafte Kater mit lauten Stimmen, magere, nervöse Mütter mit ihren Kindern, die sie